

(Nachdruck verboten.)

63]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

9.

Mirim hatte eine Karte geschrieben: „Im Théâtre Châtelet Tänzerin, Statisten und Claqueure nötig! Stellen Sie sich vor. Zur Claque brauchen Sie große Hände, zum Statisten Dummheit, und die Tänzerin muß tanzen, aber auch nackt sein können. Letzteres unbedingt. Ihr Mirim.“

Seine Adresse hatte der schlaue Mirim nicht gegeben. Philipp war im Zweifel, was er tun sollte. Ihm war, er könne die Algerienne nun wirklich tanzen lassen. Aber sie würde sich ja nicht fügen. Es würde doch zu nichts führen.

Er sprach mit ihr, erklärte ihr, daß hier ihre Kunst eine Zukunft haben, daß sie ein Stern am Pariser Theaterhimmel eine gefeierte Tänzerin werden könne.

„Ich will frei sein.“ erwiderte sie ihm auf alle seine Vorstellungen.

Aber er ruhte nicht.

„Du hast kein Geld mehr?“ fragte sie.

„Nein — wir sind sehr abgebrannt.“

„Und wenn wir vor Hunger sterben, ich tanze da nicht.“

Wenn ich tanze, will ich tanzen, was ich will. Ganz allein, was ich will. Was bekomm ich für ein Kostüm an?“

„Du wirst schön sein, blinken, glänzen — eine orientalische Prinzessin — Samt und Seide — Königin der Feen — Du wirst die Herrlichste von allen sein — eine Königin — eine wahrhafte Königin —“

Sie sah ihn mit einem lauernden Blick an.

„Du willst mich los sein?“

Er verteidigte sich.

„Du wirst mich nicht los werden,“ sagte sie. „Eher töte ich Dich. Ich werde Dich mit meinen Zähnen zerreißen — mit meinen Händen — ich werde Dir einen Dolch ins Herz stoßen.“

Sie suchte in ihren Sachen und holte einen kleinen scharfen Dolch hervor.

„Der ist vergiftet,“ zeigte sie ihm. „Ich habe ihn von einem Araber im Bazar zu Algier gekauft. Man braucht nur die Haut zu ritzen, so wirkt das Gift. Und Dir stoße ich ihn mitten ins Herz hinein!“

„Du das, bittel!“ erwiderte er ruhig und gelassen.

„Da warf sie den Dolch von sich und fiel ihm um den Hals.“

„Nie — nie, daß ich das tue! Wenn ich Dich töten will, töte ich Dich mit meinen Zähnen. Mit meinen Fingern — und sie griff ihm an die Kehle. „Dann trinke ich Dir das Blut aus dem Munde, aus den Adern — so töte ich Dich. Aber Du willst mich nicht los werden!“

Sie küßte ihn und sang ein Liedchen aus ihrer Heimat, das eine schwermütige, eintönige Melodie und einen schleppenden traurigen Rhythmus hatte. Plötzlich sprang sie auf, knallte mit den Fingern, schlug in die Hände und sang einen anderen Rhythmus, aufregend und drängend, und sie tanzte dazu. Sie tanzte einen unmöglichen, barbarischen Tanz — aber als sie den Gesang fallen ließ, wurden ihre Bewegungen ruhiger und gemessener, und sie wand sich in weichen, schlängelnden Windungen, geschmeidig wie eine Katerin und leicht wie eine Feder, bald auf der Stelle, bald im Kreise, entzückend und verückt. Sie hielt inne und sagte:

„Komm, wir wollen ins Châtelet gehen, ich will denen zeigen, was ich kann.“

So fuhren sie zum Châtelet hin. —

In Taormina war ein Brief von Weik angekommen:

„Doktor Kaisers Ehe ist nun geschieden. Er hat den Ehebruch mit seinem Zusammenleben mit einer algerischen Tänzerin in Paris begründet und auf dem Konjulat ein entsprechendes Protokoll aufnehmen lassen. Er wollte wohl alle Bräuden hinter sich abbrechen. Näheres weiß ich von ihm nicht, er schweigt. Manchmal steh ich auf der Burg oben und grüße nach Frankreich zu und meine auch, ich müßte es den Wolken sagen können, daß sie ihn grüßen, und daß er doch wieder ein Lebenszeichen von sich geben möchte. Ich bin sehr bange um ihn. Ob er die algerische Tänzerin nur vorgehoben hat, oder

ob er ihr wirklich verfallen ist? Ob Sie nicht nach Paris reisen sollten?! Vielleicht hätte er Ihre Hand nötig. Ich bange sehr um ihn.“

Hier wird es von ihm still. Ein paar Kläffer, die noch gegen ihn bellten. Professor Winter, der Direktor der psychiatrischen Klinik, soll noch an ihm festgehalten haben. Aber nun hat sich eine Kamarilla in Darmstadt gebildet, die jede Verwendung im heftigen Staatsdienste — früher oder später — verhüten will. Sogar der sonst so vorurteilslose Großherzog soll schon gegen ihn gewonnen sein. Professor Winter ist sehr aufgebracht. Die kleinen Menschen, die die Fürsten beraten! Es ist gut, daß das Pulver schon erfunden ist.

Wir geht's diesen Herbst nicht gut. Da ich ja aber sowieso nichts als ein Kadaver bin, so hat das nicht viel auf sich.

Der Wald hat etwas Seltsames dieses Jahr: er will nicht sterben! Nicht nur die Eichen, auch die Buchen haben noch das braune Laub. Nur die Birken sind kahl. Aber das Feld ist ganz weit und leer. Und manchmal mauern es die Nebel zu.

Ich grüße auch nach Italien, zu Ihnen hinunter, und hoffe, daß es Ihnen gut geht.“

Melanie mußte sich erst wieder zu sich selbst finden, nachdem sie diesen Brief gelesen hatte. Und das dauerte Tage. Gewiß war auch ihr Gefühl, nach Paris zu reisen und nach dem Nechten zu sehen. Sie wollte ihm gerne die Hand reichen, wenn er sie nötig hatte. Und Weik hatte recht, vielleicht hatte er sie nötig. Aber — übte sie damit nicht einen Zwang auf ihm aus? Verpflichtete sie ihn damit nicht? Und dann auch: im Grunde war doch keine Ehe ihrerwegen geschieden worden, war es nicht unfein, jetzt gleich zu ihm zu gehen? Müßte sie damit nicht den Schein der Schuld auf sich laden? Sie fürchtete Schuld nicht, aber andererseits wollte sie auch denen nicht recht geben, die Steine auf sie geworfen hatten. Und ein gewisses Partgefühl sagte ihr, daß sie seiner geschiedenen Frau wegen nun nicht zu ihm kommen könnte.

Uebrigens mußte sie ja nicht, ob er sie wünschte. Viele Briefe waren ihr von Paris aus gekommen, von ihm war keiner dabei gewesen. Vielleicht hatte er, da er sich ins Leben gemagt, ein anderes Boot gewählt, in die Weite zu segeln. Sie war ihm doch vielleicht zu gering und gebrechlich erschienen, sie hatte vielleicht nicht nachhaltig genug auf ihn gewirkt. Er hatte vielleicht gefunden, was er brauchte, eine zwingende, heiße Gewalt.

Der Gedanke tat ihr doch weh — und fast fühlte sie etwas wie Eiferjucht sich regen. Aber nein, es war nur Schmerz, der Schmerz, der nur noch bitterer war in ihrem Gesunden, das ihr das Leben voller und freier auftrat. Nun ging es ihr ein wenig wie Mignon — Götterbilder standen um sie — Götterbilder des Lebens — und schauten sie an: „Was hat man Dir, Du armes Kind, getan?“

Sie beherrschte sich. Nur manchmal tweinte ihre Geige. Denn sie hatte nun angefangen, sie wieder zu spielen. Ihre Kräfte reichten nun schon zu längeren Übungen.

Sollte ihr in ihm die Erfüllung des Lebens bestimmt sein, so wollte sie warten und harren, aber auch leiden und dulden, opfern und ihm verzeihen. Und müßte sie verzichten, wollte sie nicht verzagen, sie wollte ein Gedenken in der Seele behalten von einem Knochentraum, der verschwiegen und uner-schlossen war, gehüllt in die weiche Sonne eines unbewußten Erstrebens, erfüllt von dem seligen Trieb einer verstehenden Zusammengehörigkeit. Sollte das ihre Wunde werden müssen fürs Leben, sie wollte sie zu der Kraft einer Ueberwindung wandeln, aus der Verklärung strömt, zu einer geheimen Macht, die an die Herzen rührt und an die verstecktesten Niegel, sie zu rücken.

Aber wenn ihr das Leben geschenkt wäre — durch ihn und mit ihm?

Nein, als ein Geschenk wollte sie es nicht, sie wollte es verdient haben. Sie müßten einander errungen haben, um sich besitzen zu können, um einander wert behalten zu können.

Er auf seine Art, sie auf ihre Art, er in den Gefahren des Großstadtlebens, sie in der Stille und Zurückgezogenheit.

Nein, es wäre falsch und verfrüht, jetzt hinzugehen und ihm die Hand zu reichen, es wäre gewaltfam. Es würde ihn wieder unfrei machen. Sie war sich klar, wie ihr Herz zu

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Geldt.

ihm stand, er war es offenbar nicht. Aber das ist die Art des Mannes — in der Entscheidung zaudert er, nur in der Leidenschaft ist er irrapellos. Sie sah ein natürliches Gesetz darin — es mußte erfüllt werden.

So schrieb sie Weik einen Brief, daß sie bleibe, ohne Klage und Anklage, voll Vertrauen und Hoffnung und in dauernder Berechnung, auch wenn er auf einen Irrweg geraten sein sollte. „Denn,“ sagte sie, „Irrweg ist nur ein Wort von unserem Standpunkt aus — von seinem kann es ein notwendiger Weg sein. Die Wege zu unseren Zielen sind nicht immer gerade. Die Menschen freveln, die uns von unseren krummen Wegen abhalten wollen. Sie sind meist die reichsten. Und es ist nur Unverstand und Kleinlichkeit, die ihretwegen beschuldigt. Wir wollen aber Verstehende und Duldende werden und niemals Fordernde und Verurteilende. Wir wollen einen Menschen geben lassen, was er geben will und muß, aber nicht von ihm verlangen, was wir nun gerade von ihm möchten. Das ist geistige Krähwinkelerei, für die wir uns zu gut sein wollen. Drum bangen Sie nicht, Sie guter Freund, vertrauen Sie!“

Als Weik diesen Brief las, fuhr der Novembersturm um das Sanatorium. In den alten Ruffbäumen im Garten knatterte und krachte es, vom Walde oben fuhr ein mächtiges Rauschen über die Ebene. Und er ging hinaus in den Sturm und fühlte sein altes müdes Herz stark geschwellt — von Kraft und Frische.

Wie klein lag hier die Welt! Wie eng und zwangvoll! Und wie Marionetten an Fäden und Schmüren gingen die Menschen.

Er lachte über sie. Er lachte mit dem Sturme, der sein Lachen davontrug. Und es tat seinem innersten Menschen wohl. Er hätte schreien können, so wohl tat es ihm.

10.

Die Algérienne hatte dem Direktor des Châtelet einen ganz wilden, wahnwitzigen Tanz vorgetanzt, zu dem sie eine aufregende, peitschende, eintönig-gezogene Musik verlangt hatte. Sie war engagiert worden. Ihr Tanz sollte eine originelle Einlage in dem Ausstattungsstück „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen“ sein. Sie sollte die Schlangenkönigin tanzen, und zwar sollte nicht, wie gewöhnlich, den Schlangen süße Milch gegeben werden, um die Reisenden zu retten, der phantastische Tanz der Königin sollte einen solchen Zauber auf die Tiere ausüben, daß sie in eine starre Erregung gerieten und dann ermattet zusammenfielen. Es war keine kleine Summe, die als monatliche Gage festgesetzt werden sollte. Die Algérienne bestand aber darauf, daß sie ihr Geld für jedes Auftreten erhalten sollte. Sie binde sich nicht auf den Monat, und von Konventionalstrafen wollte sie nichts wissen.

„Keinen Sou,“ sagte sie, „keinen kleinen Sou werde ich bezahlen. Ich bin frei, ich tanze, wann ich will. Und wenn ich nicht will, tanze ich nicht.“

Alles Zureden half nichts. Der Direktor bat Philipp um seine Vermittelung.

Plötzlich sagte die Algérienne:

„Wenn ich doch den einen Abend nicht will und den anderen wieder will, so soll ich Strafe bezahlen? Nein, niemals im Leben! Aber setzen Sie die Strafe nur hin, ich bezahle sie doch nicht!“

Der Direktor füllte rasch den Vertrag aus und ließ ihn von ihr unterschreiben. Sie kritzelte einen unleserlichen Namen darunter.

Dann bekamen die Reporter Weisung, daß für die Auf-führung des großen Ausstattungsstückes nur für einige Tage die algerische Tänzerin „Calacalla“ — der Direktor schüttelte die „Künstlernamen“ nur so aus dem Kermel — gewonnen sei und daß in ihr dem Publikum eine große Sensation bevorstehe.

Philipp verzichtete darauf, sich als Statist oder Claqueur amwerben zu lassen.

„Gehen wir nun fein speisen,“ sagte die Algérienne, als sie unten auf der Straße waren.

„Wir haben dafür noch kein Geld,“ entgegnete Philipp.

„Was?“ sagte sie, „kein Geld! Hast Du nicht gehört, ich bin die „Calacalla“ — so ein Hund von Direktor — nun mag er's bezahlen.“

Die Logif verstand Philipp nicht, aber er ahnte sie.

Sie gingen zu Dreher an der Ecke und stiegen in den Speisesaal im ersten Stock.

(Fortsetzung folgt.)

2]

Dies war die Einleitung zu dem Tage, an dem Jürgen er-martet wurde. Es war gerade einer jener klaren Tage, wie man sie im Spätherbst haben kann, wenn Frost in der Luft ist. Es drangen keine leuchtenden Sonnenstrahlen durch die Fensterscheiben, doch ein gleichmäßig ruhiger Lichtstrom lag auf dem weißgeschneierten Tisch, dem blauvariirten Bettvorhang, der schmalen Goldleiste, die den Konfirmationsvers umrahmte, und dem Kachelofen, der in seiner spiegelnden Glätte mit den beiden Messingleuchtern weiteiserte, die auf einem Wandbrett darüber standen.

Selbst ein Duft von Wachholderbeeren fehlte nicht. Das Kätnerhäuschen erwartete den Freier der einzigen Tochter.

In dieser Häuslerstube, wo alles die festliche Stille der Er-wartung atmete, saß Anders auf seinem Hausherrnplatz vor dem Tisch in braunvariirter, selbstgeponnener Weste und den hellen ledernen Ärmeln. Er schraubte die einzelnen Teile seiner Holz-pfeife zusammen, die sauer geworden war, und blidte dabei häufig zum Fenster hinaus.

Die Frau trippelte gerade durchs Zimmer. „Es kann leicht ein wichtiger Tag für uns Alte werden, Kjesten!“ sagte er und öffnete bedächtig ein Päckchen Marstrandtabak zu fünfundzwanzig Vere.

„Jawohl, Vater! Aber das Mädel hat ihn doch so gern, und sie ist unser einziges Kind, Anders, das müssen wir doch auch be-denken!“

„Ja—a, aber daß er vielleicht hier Herr im Hause werden soll . . . das ist trotz alledem ein wichtiger Tag auch für uns.“

Marie erschien. Sie hatte des Vaters hohe Gestalt und sein großes, ovales Gesicht, aber das dunkle Haar und den milderen Ausdruck der Mutter. Ihre Haut hatte die frische Unberührtheit, der man nur in ländlicher Luft begegnet, und ihre in feuchtem Glanze schimmernden hellen Augen strahlten vor Jugend und Ge-sundheit. Sie strich mit den Fingern leicht hin über das glänzende, mit Wasser angefeuchtete Haar, das fest die weiße Stirn umschloß, und blidte sich etwas scheu um.

Als der Erwartete dann auftauchte, eilte Anders in die Kammer, wo Kjesten stand und kleine Teller mit scharfem Käse und geräuchertem Hammelfleisch belegte. „Nun bieten wir ihm einen Schnaps an, wenn er kommt,“ sagte sie nachdenklich, als präge sie sich Punkt für Punkt eines Programmes ein, „dann etwas später gibt es Kaffee und Kringle und dann zum Schluß einen Happen Brot. — Können wir uns damit nicht gut sehen lassen, Anders?“ fragte sie und blidte auf.

„Das können wir meiner Treu, — und wenn es der Propst selber wäre,“ antwortete er.

Endlich öffnete sich dann die Tür und der Freier erschien. Schon der Klang seiner Stimme war etwas Neues in dieser Stube, wo Anders trodene Stimme so viele Jahre geferrsch hat. Aber auch die Worte waren neu. Und der Anzug war fremdartig, so verschieden von dem selbstgeponnenen Zeug der Dänenbewohner. Jürgen kam ja von draußen aus der großen Stadt, wo soviel ge-redet und geschrieben wird und wo es soviel bares kontantes Geld gibt. Der Duft von der Welt draußen hing noch an seinem Wesen und wirkte wie ein frischer Luftzug im Kätnerstübchen.

Anders richtete sich unwillkürlich auf und hieß den Gast will-kommen.

Jürgen hatte ein volles, bartloses, beinahe kindliches Jüng-lingsantlitz mit einer feinen, ansprechenden Lippenwölbung und blauen Augen voll intensiven Lebens, wie bei jemandem, der kürzlich viel gehört und gesehen hat und gerne davon erzählen möchte. Und dann besaß er einen bei jeder Bewegung federnden Körper.

Sie setzten sich.

Anders betrachtete seinen zukünftigen Schwiegersohn genau, schien seine Brust- und Schulterbreite zu messen, die Stärke seiner Fäuste zu prüfen und mit Interesse dem kräftigen Handgelenk zu folgen bis hinauf in den Joppenärmel.

Kjesten stand hinter dem Ofen und strich an seinem oberen Rande wie gedankenlos mit den Händen auf und ab. Von dort aus gesehen, nahm sich Jürgens Duffeljoppe außerordentlich gut aus im hellen Licht; er sah wie umgeben von einer Glorie des feinen, bläulichen Duffelscheins. Kjesten nickte vor sich hin, als wollte sie sagen: „Ja, das ist ein Staatskerl!“

Marie jedoch sah in diesem Augenblick nur Jürgens Augen. Aus denen hatte ihr ein Schimmer jenes von Goldnebeln um-wobenen Wunderlandes entgegengeblidht, das sich bis ins Unend-liche nach allen Seiten von den Toruper Dünen ausdehnte und von dem sie seither geträumt hatte in dem einsamen Kätnerhaus.

„Bitte schön!“ Anders schob dem jungen Knecht ein Glas Branntwein hin, das er mit feierlicher Miene eingeschenkt hatte. Rein, er lehnte es bankend ab.

„Ja doch, ja, meiner Seel, den sollst Du trinken! Nimm nur!“ Jürgen weigerte sich abermals und erklärte schließlich, daß er nur ungern seinem Körper Gift zuführen wolle.

„Gift! — Das ist meiner Treu ein reiner, dänischer Korn!“ Anders hielt die Flasche gegen das Licht.

„Glaubst Du nicht, daß der viele Familien hier zu Lande ver-

gittet hat, Anders? ... Hast Du nicht von Enthaltensvereinen reden hören?"

Ja, es war ihm schon so, als sei derlei im Gange in den Nachbargemeinden. „Sind das nicht diese — diese, die gar nichts trinken?"

Ja, und zu denen gehörte Jürgen auch. „Sm! Anders sandte einen Strahl Tabaksaft aus dem einen Mundwinkel und nahm gleichzeitig mit einem langen Blick Abschied von der grünen Flasche.

Mit einem Seufzer legte er dann den Ellbogen auf den Tisch, stützte wie in aufhorchender Stellung den Kopf in die Hand und fragte: „Na, wo warst Du denn sonst noch, Jürgen? — so heißt Du doch, nicht wahr?"

„Oh, ich habe bald hier bald dort gebient, sowohl auf Föhnen, wie auf Seeland und ein paar Winter besuchte ich die Bauernhochschule.“

Der alte Dänenbewohner kniff kritisch die Augen zusammen. „Auf der Hochschule! — Hast Du denn ein — äh — Examen gemacht, damit Du irgendetwas werden kannst?"

„Examen? A—ein!"

„Ja, was wolltest Du denn da?"

„Wir sind dort die Augen geöffnet worden; ich lernte das Leben sehen und bekam offene Ohren für alles, was sich rührt und regt in der Welt. Das ist doch wohl auch etwas wert. Ich habe dort gelernt, was es eigentlich heißt, ein lebendiger Mensch zu sein, Anders!"

„Wir scheint eigentlich, das war für die lange Reise ein bißchen wenig! — Bist Du noch anderswo gewesen?"

„Ja, ich diente auch ein paar Jahre in Südjütland.“

Anders kraute sich mit der Pfeifenspitze hinterm Ohr und meinte etwas spöttisch: „Vielleicht war hier zu Hause nicht Platz genug für Dich?"

„Doch, — aber —“ Jürgen warf mit rascher Bewegung den Kopf zurück, — „es ist gut, wenn man sich in der Welt umsieht, es erweitert den Horizont!"

„Sm! Ja, viel Geld hat es Dir wohl nicht gerade eingebracht?"

„Darum tat ich es, weiß Gott, auch nicht . . . nein, denn dann wär' ich in Amerika geblieben!"

„Was, Teufel, bist Du auch in Amerika gewesen?" Anders hatte die Pfeife ausgehen lassen und machte ein Gesicht wie jemand, der im Kartenspiel verloren hat.

Marie hob langsam die Augen von ihrem Nähzeug und sandte den beiden einen ängstlichen Blick zu.

Kjesten, die hinten vom Ofenwinkel aus der Unterredung gefolgt war, flocht nun die Frage ein, wie lange er dem Mittel Peter in Lauch diene.

Nun wurde Anders wieder lebendig: „Ja, was sagst Du nun zu einem solchen Mann?"

„A—nu, im Grunde ist er ja ein gutmütiger Mensch; aber mit seinem Verstand ist es nicht weit her.“

„Das stimmt, Jürgen! Das ist auch meine Meinung.“ Ein von ihm angerissenes Streichholz zischte und sprühte. „Mit seinem Verstand ist es wirklich nicht weit her.“ Waf! Waf!

„Was tut nun solch ein Mann eigentlich den Tag über?"

Waf! Waf!

„Einen Teil des Tages bringt er ja damit zu, daß er aus seines Vaters Meerschampfeisen raucht und in seiner Mutter Betten liegt.“

„Das mag wohl etwas von den Dingen sein, die er kann, ha, ha, ha!" lachte Anders.

„Und dann frißt er sich wohl beinahe einen Budel an.“

„Er hat schon einen nicht so kleinen, scheint mir — nur daß er vorne sitzt, he, he!"

Sie lachten beide. „Stimmt es etwa nicht, Jürgen, wie? He! he!" Er lachte wieder über seinen Einfall und dampfte dabei vergnügt. „Uns anderen geht es nicht so; bei uns will sich kein Fett ansetzen.“

Blöcklich flog ein Schatten über das Gesicht des Alten.

„Im Herbst kam eine ganze Gesellschaft angezogen mit ihren Hunden und allem möglichen, hier über mein Land, und da wurde ich wütend auf ihn. — Ich jagte sie alle miteinander davon . . . war das nicht etwa mein gutes Recht! — Mittel Peter aber wurde niederkniet. Er muß sich ja immer aufspielen, weißt Du wohl!"

„Ich kenne sie wohl, Anders! — Ich kenne alle die kleinen, spizen Worte! Aber vielleicht wird es noch mal anders werden, vielleicht bricht noch mal eine andere Zeit an; denn es ist Frühling in der Luft, Anders!" rief Jürgen mit jungen, strahlenden Augen.

Der alte Dänen-Häusler jedoch wand sich bei diesen Worten förmlich auf seinem Sitz und war ganz unsicher, als er bemerkte: „Ja, das will sagen — äh — wir haben ja augenblicklich Herbst, aber — äh — ein Prachtwetter ist es, das steht fest.“

Kjesten trat näher und schaute auf die alte jütländische Uhr, die zwischen Fenster und Ruchentür an der Wand hing und mit ihren großen Bleigewichten in langsamem Tempo die Zeit angab. Dann räumte sie die Kaffeetassen beiseite, trodnete mit ihrer Schürze die feuchten Ringe ab, die diese auf dem Tisch hinterlassen hatten und sagte: „Ihr habt ja viel miteinander zu schnacken, Ihr Mannsleute; aber nun mußt Du doch wohl mal nach dem Vieh sehen, Anders, und ich will mich um das Essen kümmern.“

Anders blinzelte und fragte schelmisch: „Aber was sollen denn nur Jürgen und Marie so lange anfangen?"

„Ach Du, Du alter Bod!" neckte sie und gab ihm einen leichten Stoß.

Er lachte herzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gründung der Universität Berlin.

I.

In der zweiten Oktoberwoche werden sich die Gelehrten der ganzen Welt zusammenfinden, um dem Ruhme der Universität Berlin zu huldiven, die vor hundert Jahren ohne jede Feierlichkeit eröffnet wurde, indem man einfach Vorlesungen zu halten begann. Um so größer wird der Pomp heute sein. Wo man Pracht entfalten will, scheut man sogar nicht die lärmende Mitwirkung der Internationale. Nur Frankreich hat sich der Einladung und Mitwirkung zu dem Neu-Berlinischen Spektakelstück entzogen, obwohl es die Ursache der Begründung gewesen ist: es hat verständlicherweise nicht vergessen, daß es Berliner Professoren 1870 waren, die erklärten, sich ihres französischen Namens schämen zu müssen. All die Festreden, Festessen, Festschriften, Festzüge aber der nächsten Tage werden die ganze deutsch-preussische Gelehrsamkeit die Achtung vor der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit durch den hartnäckigen Kultus der größten aller Lügen demonstrieren lassen: man wird das Hohenzollernentum als Hüter und Mehrer der Wissenschaft im allgemeinen und der Universität Berlin im besonderen preisen!

Und doch hat jeder amerikanische Milliardär, der seine kapitalistischen Sünden durch Universitätsstiftungen zu sühnen versuchte, mehr für die Pflege der Wissenschaft getan, als sämtliche Hohenzollern zusammengenommen. Erst hat man Wissenschaft und Professoren verhöhnt und verachtet; dann in den idealistischen und nationalrevolutionären Zeiten Professoren und Studenten blutig verfolgt und gehetzt; und erst, als die Studentenschaft ihre gesellschaftliche Zusammensetzung geändert hatte, als aus verächtlich armen und reglosen jungen Leuten höchst lokale Sprößlinge des Adels, der hohen Bureaucratie und der reichen Bourgeoisie geworden waren; als die Professoren so sorgfältig auserlesen waren, daß ihre unbedingte Zuverlässigkeit in der Respektierung der ihnen angewiesenen Grenzen über allen Zweifel sich gesteigert hatte, begnadete man sie, an der höfischen Tafel bei besonderen Gelegenheiten zum Ruhme der Monarchie mitessen zu können. In diesem Zustand vollendeter Zähmung befindet sich heute die preussische Universität, insbesondere die Gardeduniversität Berlin. Kein preussischer Kultusminister erkennt heute die unbedingte Lehrfreiheit an. Die große Weltbewegung des Sozialismus hat keinen Vertreter an der Universität, ja es wird nicht einmal ein Anhänger der Sozialdemokratie auf einem neutralen Lehrstuhl geduldet. Die Studenten dürfen sich nicht zu ernsthafteren sozialwissenschaftlichen Vereinigungen zusammenfinden, geschweige zu sozialistischen Organisationen. Dafür arbeitet die Universität friedlich und innig mit der Polizei und den Spikeln des Zarentums zusammen, und ihre Professoren müssen sich jämmerlich entschuldigen, wenn sie einmal die Liberalen aufforderten, bei einer Stichwahl einem Sozialdemokraten gegen einen Exreaktionär zu helfen. Sogar die Organisation verbietet man den Universitätslehrern, oder sie sind vielleicht so gut gezogen, daß sie schon von selbst wissen, daß sie so etwas nicht tun dürfen: an den Hochschullehrertagen der letzten Jahre nahm kein Berliner Professor teil, und keiner unterstützte diese gewerkschaftlichen Bemühungen, die Freiheit der Wissenschaft zu sichern.

In der Gründungsgeschichte der Universität Berlin sind bereits alle Erscheinungen der preussischen Universitätspolitik enthalten: die finanzielle Knauferigkeit, die Regierungseingriffe in die Selbstverwaltung, die Strafprofessuren, die man mißliebigen Gelehrten an die Seite setzt, um ihren Einfluß zu brechen, die Berufungen über den Kopf der Fakultät hinweg, die Maßregelungen, die Kron- und Polizeiprofessoren. Der Unterschied zwischen damals und jetzt besteht darin, daß man damals wenige: Heuchelei trieb und offen den Kaisercharakter der Universität aussprach; daß es andererseits Männer gab, die sich diesem preussischen Korporalgeist widersetzen und in schwärmendem Idealismus die Universität als eine Stätte der Wiedergeburt für das Menschengeschlecht aufsaften.

Während seiner elfjährigen Regierung gab Friedrich Wilhelm II. für die sechs preussischen Universitäten insgesamt 11 270 Taler her, also für Jahr und Universität 180 Taler. Friedrich Wilhelm III. hatte nicht mehr für die Wissenschaft übrig; nur die preussische Neallameuniversität erhielt einige Mittel. Der König sah den Wert der Wissenschaft etwa darin, daß sie Fingerringe geben möchte, wie man die Fußbeschlage der Militärgänke verbessern könnte. So forderte er bei seinem Regierungsantritt 1798 die Akademie der Wissenschaften auf, nicht fürder die spekulativen Theorien mit gelehrten Entdeckungen zu versichern, sondern die Einsichten auf wahrhaft nützliche Dinge zu richten. Er war ein

Gegner jeder Volksebildung; er verbot in den Schulen, den gemeinen Mann mit Wissenschaften zu belasten, von denen er später doch keinen Gebrauch machen könnte, die ihn nur zu falschen Schlüssen und Neigungen verführte, deren Befriedigung sein Stand ihm nicht gestattet, und welche ihn nur mißvergnügt und unglücklich machen. Er erschwerte 1801 das Studium für den bürgerlichen Stand durch Forderung hoher Beiträge, „damit auch dadurch künftig die dem Ganzen so sehr nachteilige Begierde zum Studium ersäwert und der Vorteil erreicht werde, daß die jungen Leute ihrer angeborenen Bestimmung folgten.“ Als in Halle studentische Unruhen ausbrachen, entzog er der akademischen Behörde die Gerichtsbarkeit und übertrug der Polizei die Befugnis, diese Verbrecher auszumitteln, nötigenfalls mit militärischem Beistand. Peitschenhiebe und strengste Isolierhaft sollten die Strafen sein, in keinem Fall nur Geldbußen und Relegation.

Wie kam ein solcher Mann zur Gründung einer Universität? Zunächst konnte kein preussischer König hindern, daß die geistigen Einflüsse der klassischen Kunst und Philosophie auch in Preußen eindringen, auch in die höhere Beamtenchaft, die gerade damals sich durch Bildung auszeichnete. Der Zusammenbruch ermutigte diese geistigen Kräfte, die Verwirklichung solcher Pläne durchzuführen. In diese Zeit der „Wiedergeburt“ gehörte nun auch die Gründung der Universität Berlin. Freilich der König selbst war keineswegs wiedergeboren: die Katastrophe hatte ihn eher noch mehr verdumpft und auch der unmittelbare Anlaß zur Gründung der Universität Berlin war höchst materieller Art. Die einzige nennenswerte preussische Universität Halle — Königsberg war längst traurig zurückgegangen — war Preußen verloren gegangen und dem Königreich Westfalen zugeteilt. Ein Teil der Halle'schen Professoren fürchtete für ihre Existenz und bestürmte nun den König mit einer großen Anzahl von Denkschriften, in Berlin einen Ersatz zu schaffen. Dem Hallenser Juristen Schmalz gelang es 1807, eine Kabinettsorder zu veranlassen, durch die Beyme beauftragt wurde, den Plan vorzubereiten. Schmalz bewies dadurch seine Dankbarkeit dem König, daß er für ihn das Wort erfand: „Der Staat muß durch geistige Kräfte erziehen, was er an physischen verloren hat“ — eine Aeußerung, die dem Geiste Friedrich Wilhelms III. ebenso fremd ist wie seiner Ausdrucksweise, die sich auf abgerissene militärisch kommandierende Infinitive beschränkte.

Es währte aber noch lange Zeit, bis das Unternehmen in Gang kam, wie sehr immer die Halle'schen Professoren drängten, die von Existenznot bedroht waren. Namentlich Wolf, der große Kritiker des Alerximus, der den Homer in Stücke schlug, ging ungestüm vor. Er suchte den Freiherrn vom Stein auf seiner Durchreise nach Königsberg in Berlin auf und bemühte sich, ihn für das Projekt zu gewinnen. Der lehnte ab: „Bedenken Sie doch nur, wieviel Kaszarde das hier jährlich geben würde,“ hat er heftig zu Wolf gesagt. Potsdam schien ihm geeigneter als Stätte einer Universität. Man hatte Besorgnisse vor dem Geist der großen Stadt und fürchtete radikal politische Beeinflussung der ohnehin erregten Jugend. Auch war kein Geld da. Wenigstens nicht für Universitätszwecke. Denn die 54 000 Taler, mit denen hernach die Universität Berlin dotiert wurde, waren bei weitem nicht so viel wie die mehr als 90 000 Taler, mit denen selbst in den Zeiten der Memeler und Königsberger Not allein die königliche Küche ausgestattet wurde (nur die Küche, ohne Kellerei, Lichtkammer, Silberkammer und Kaffeelüche).

Die Ungeduld der Professoren spiegelt sich in einem Schreiben Wolfs vom Dezember 1807 an den Historiker Johannes Müller, der seine Dienste damals dem preussischen König entzog und Napoleon zur Verfügung stellte: „Für die Anhänglichkeit, die mancher an den preussischen Staat bis jetzt und in den bedenklichsten Zeiten bewiesen hat, fängt das Schicksal an kräftig zu strafen. . . . Zu dem Ihnen bekannten Plan stimmte zwar schon längst auch der Minister vom Stein, aber niemand tat Schritte zur Vorbereitung der Ausführung. . . . Ich habe mir daher nun vorgenommen, in kurzem unter verschiedenen Wahlen, die ich noch habe, ohne alle Anfrage zu entscheiden, und am Ende ist's hier gleichgültig, ob ich in Norddeutschland oder in München oder auf einer russischen Universität in Nachbarschaft von Tomi mein ohnehin nicht leichtes Leben beschließe.“

Auch die Flut der Denkschriften vererbte wieder. Sie hatten zumest die Entwürfe für die Universität Berlin auf der Grundlage des alten Universitätswesens aufgebaut. Aber man wies jetzt der Universität und der Wissenschaft eine überragende Stelle im Staate an. Man erstrebte freie Gelehrtenrepubliken, in denen der alte Zunftzwang beseitigt werden sollte. So sprach sich Schleiermacher für eine freie, zusammenfassende Pflanzschule der Wissenschaft unter voller Freiheit des einzelnen aus. „Die Universität hat eine freie Selbstverwaltung. . . . Denn der wissenschaftliche Geist ist demokratischer Natur. Darum ist auf die studierende Jugend nur durch Lehre und Liebe ohne äußere Mechanik einzuwirken, die im Werden begriffenen sollen an der Wissenschaft auch Charakter erwerben; es gilt der Vernunft zu vertrauen, die man entwickeln will.“ Nur Fichte, der auch von der Regierung zu einem Entwurf aufgefordert war, löste sich in der glühenden Utopie seines „deduzierten Plans“ revolutionär von allen geschichtlichen Ueberlieferungen los. Ihm schwebte eine Erneuerung der gesamten Nation durch ein Schulwesen vor, das sich aus der allgemeinen Volksschule — nach Pestalozzi's Gedanken — einheitlich über die

gelehrten Vorbereitungsschulen bis zur Universität steigerte; diese war gedacht als eine freie Stätte reinster Wissenschaft, zugänglich jedem Befähigten, auch dem Ärmsten, da die Universität für den Unterhalt zu sorgen hatte. Die Zöglinge sollten, vollständig getrennt von der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Entartung, zu neuen Menschen gebildet werden. Ein Geist strengster Zucht, wissenschaftlicher Selblosigkeit und Unabhängigkeit vereinigte sich mit sozialem Enthusiasmus für den von Grund auf umschaffenden Beruf der Wissenschaft zur staatlichen und gesellschaftlichen Befreiung. Fichte's Plan wurde vor jeder Erörterung zurückgewiesen, und der Philosoph beteiligte sich später an den Beratungsarbeiten für die Universität nicht, den Maßgebenden erschien er überhaupt höchstens zu einer außerordentlichen Professur geeignet.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Seiten 3. Dieses in den Kanzleien ausgebrütete Verhältniswort greift immer mehr um sich; dadurch entsteht ein scheußlicher Stil. Einige Beispiele: 1. „Ich möchte sie meinerseits nicht missen“ — wo das „meinerseits“ meist überflüssig ist oder durch „auch“, „gleichfalls“ oder nur durch schärfere Betonung des „ich“ ersetzt werden kann. — 2. „Für die Annahme von Orden seitens auswärtiger Souveräne soll eine Lage von 100 bis 1000 M. erhoben werden“ — ganz unendlich! Wer zahlt denn? die Souveräne etwa? — 3. „Seitens des Bürgermeisters wird festgestellt, daß . . .“ — kürzer wäre doch: Der Bürgermeister stellt fest. — 4. „Bei dem Verkauf von Zuchttieren seitens des Kreises sind seitens des Schauamts die nachbezeichneten Stiere gelöt worden“ — durch den Kreis, vom Schauamt; aber weshalb überhaupt „sind gelöt worden“ statt „hat das Schauamt die und die Stiere gelöt“? Wer spricht denn so? Niemand. — Aber schreiben? Leider Zehntausende. Diese Sucht, in der Leidenschaft zu schreiben, macht auch den Leser leiden. — 5. „Eine Entgegnung ist seitens der Vereinigung erfolgt“ — weshalb denn nicht: „Die Vereinigung entgegnete“? — 6. „Alle Belehrungsversuche seitens der Krankenschwester und Chirurgen blieben erfolglos“ — besser „Krankenschwester und Chirurgen machten Belehrungsversuche — leider erfolglos“ oder „die leider erfolglos waren“. — 7. „Es ist seitens der Regierung darauf hingewiesen worden“. — 8. „Es ist nun auch seitens verschiedener Redner gesprochen worden“. — 9. „Diese Berechnungen sind seitens der Verwaltung aufgestellt worden“. — 10. „Wenn von seiten der Regierung nicht auf alle Wünsche geantwortet wird.“ — In den meisten Fällen genügt „von“, und noch besser werden die Sätze statt in der schwerfälligen Leidenschaft in der lebendigeren Form gegeben: Die Verwaltung hat diese Berechnung aufgestellt; Wenn die Regierung nicht auf alle Wünsche antwortet, usw. usw.

Aus dem Tierleben.

Ein merkwürdiger Bewohner Deutschlands ist nach neuen Untersuchungen, die an der Forstakademie in Tharandt angestellt worden sind, eine Ameise, die unter ihren Gewohnheiten sowohl die Fähigkeit des Blattschneidens als die des Getreidesammelns ausübt. So viele wunderbare Dinge gerade von den Ameisen bekannt geworden sind, ist man bisher doch nur gewohnt gewesen, die sonderbarsten Vertreter dieser Insektengruppe in fremden Erdteilen, namentlich in Amerika, zu suchen. Dort leben beispielsweise die berühmten Ameisenarten, die ganze Heereszüge in vollkommener militärischer Ordnung unternehmen; andere, die Ackerbau und Viehzucht treiben, wobei man unter dem letzten Begriff die Einsperung und das Melken von Blattläusen zu verstehen hat usw. Auch die europäischen Ameisen sind allerdings Tiere, deren Wesen die Aufmerksamkeit und Bewunderung jedes Freundes und Forschers der Natur erregen können, aber sie scheinen mit ihren überseeischen Verwandten in der Vielseitigkeit und Besonderheit der Lebensführung keinen rechten Wettbewerb aushalten zu können. Durch die neue Forschung sind sie nun in einem Fall glänzend gerechtfertigt worden, denn was die dabei untersuchte Ameise fertig bringt, ist aller Ehren wert. Sie sammelt Sämereien, und zwar meistens von Leguminosen, dann läßt sie die Samen keimen und legt sie zum Trocknen aus, wahrscheinlich um die Hülle sprengen zu lassen und die Keimung zu verhindern, damit sich der Inhalt nicht aus Stärke in Zucker verwandelt. Sind die Samen abgestorben und trocken, so tragen die Ameisen sie wieder ins Nest zurück, lauen sie mit ihren kräftigen Kiefern zu einem Reig, bringen diesen wieder an die Sonne, um ihn dort trocknen zu lassen und verwahren ihn dann in der Form winziger Bisquits in ihren Vorratskammern, um in der schlechten Jahreszeit keinen Hunger zu leiden. Dies Verfahren setzt eine geradezu erstaunliche Geistesfähigkeit bei den Ameisen voraus, weil sie doch wohl imstande sein müssen, den Keimungsvorgang genau zu beobachten und zu beurteilen, in wie weit sie ihn zu befördern und zu verhindern haben, damit das von ihnen gewünschte Nahrungsmittel zustande kommt.